

Gemü. Hh.



Bei den Huberschen Eheleuten ist es plötzlich so ruhig — und eben war noch solcher Spektakel! „Das ist immer so! Erst werfen sie einander das Geschütz an den Kopf, und nachher sitzen sie beisammen und kitzeln's wieder!“

Immer Jurist.



Dame: „Sie schmeicheln, Herr Justizrat, aber mein Spiegel sagt mir doch unerbittlich, daß ich täglich älter werde.“ Herr: „Das ist aber eine ganz nichtswürdige Vorspiegelung falscher Thatfachen.“

Das Talent. Eine merkwürdige Sängerin! — Ja. So wie Rafael auch ohne Arme Maler geworden wäre, so ist sie ohne Stimme Sängerin geworden.

Im Examen. Professor: „Herr Candidat, was verstehen Sie unter idealer Konfuzenz?“ — Student jur.: „Den Weltberühmten zweiter renommierten Bierbrauer.“

Der entscheidende Grund.



„Jetzt habe ich die Wahl zwischen drei Verehrern; ich glaube, der Blonde wird noch am besten zu meinem Teint passen, den werd' ich heiraten.“

Fängt nicht. Mama: „Herr Inspektor thäten gut bald zu heiraten.“ Gast: „Ja, wenn ich nur dürfte — wen?“ — „Ach so! Es ist ganz merkwürdig, ich hab' meine Frau im Sommer viel lieber als im Winter.“ — „Ja, was kommt denn das?“ — „Im Sommer ist sie nämlich immer bereit.“

Auf der Hochzeitsreise.



Junge Frau: „Wenn wir aus dem Zug steigen, laß es nicht merken, daß wir jung verheiratet sind.“ — „Schön, trage Du den Handkoffer.“

Verdacht. „Dürfte ich Sie um 1500 Dollars Vorschuß bitten, Herr Prinzipal? Ich möchte mir ein Automobil kaufen.“ — „Nicht wahr, daß Sie damit verlusten?“

Der Pantoffelheld. „Wer hat denn bei Euch den Hauskühler?“ — „Darin haben wir uns gewöhnt; Morgens teile ich ihn und von 6 Uhr Abends an hat ihn meine Frau!“

Sonntagsreiters Klage.



„Gottgott, ich glaube, das Vieh hat Benzin gefressen!“

Auf dem Wege. Verehrer: „Möchten Sie sich nicht mit mir photographieren lassen, Fräulein Kästchen?“ — Sie: „Wie können Sie denken, Herr Müller, so etwas schickt sich doch nur für Braut und Bräutigam.“ — Verehrer: „Nun ja, so mein ich es!“

Berthent.



„Denken Sie, Herr College, unser lieber Dr. Schmitt ist gestorben.“ — „Ach, was Sie sagen! — Nun, er wird sich doch dadurch nicht vom Besuch unseres Gelehrtenkollegiums abhalten lassen?“

Selbstbewußt. Vater: „Du Siegfried, mein Sohn, wie gefällst Dir die Schule und wie benimmst sich der Herr Lehrer?“ — Sohn: „Papa, lehen mit dem Herrn Lehrer ist es so 'ne Sache, er weiß nicht viel, denn er fragt mir immer!“

Jagdhumor. Professor: „Et, der Tausend! Da habe ich in meiner Jhrlichkeit statt des Gewehres meinen Schirm auf den Jagd mitgenommen.“ — Förster: „Dum nicht, Herr Professor, die Hasen laufen vor Ihren Schirm ebenso rasch davon!“

Der eingebilddete Dack.



„Was hat denn Ihr Schlupfer? Der sieht ja gerade aus, als ob er den Erdhörnchen hätte.“ — „Hat er auch! Wir haben gestern, um die Stromer abzuschneiden, das Schild hier anbringen lassen — und seitdem ist der Keel wie ausgewechselt!“

Folgen einer ärztlichen Verordnung. Arzt: „Es ist nichts von Bedeutung, gnädige Frau! Nehmen Sie einige Bäder, geben Sie fleißig an die Luft und leiden Sie sich möglichst leicht! (Zu Hause.) Mann: „Na, Elfe, was hat denn der Doktor gesagt?“ — Frau: „Nächst muß ich in ein Bad, dann einen Luftkurort aufsuchen und mir sofort neue, möglichst leichte Kleider anschaffen!“

Kindliche Naivität.



„Ach, Mama, kauf mir doch für zehn Pfennig Schokolade!“ — „Ich habe kein Geld übrig!“ — „Kauf nur, Mama! Du kannst mir's ja später von der Mitgift abziehen!“

Heimkehr. Vater (zu seinem Sohn): „Mir scheint, Du hast Deine Zeit auch nicht mit Studien verbracht.“ — Sohn (Student): „O Papa, ich habe mir sehr oft den Kopf zerbrochen.“ — Vater: „Ja, das sehe ich, Du bist ja voller Pfaffen.“

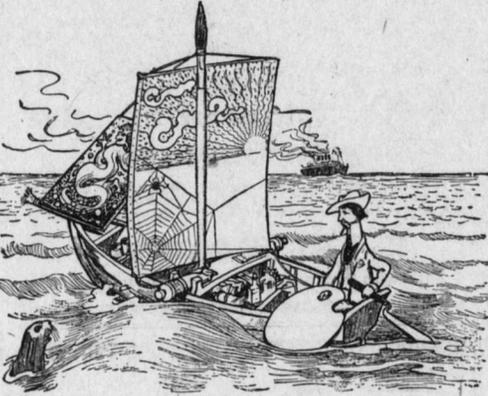
Kalitäts.



Mehrgemeister (wütend): „Sie, Ihr Hund hat mir eine große Wurst gefressen!“ — Passant: „Gut daß ich es weiß! Da brauche ich ihm heute nichts mehr zum Fressen geben.“

Wie die Alten Jungen... — Immer im Amte. „Wann heirathen Sie denn, Herr Amtsrath?“ — „Mitte nächsten Monats ist der Termin zur Hauptverhandlung!“ — „Nette Ausfahrt.“ — Junger Stemann: „Aber Emilie, schon wieder daselbe zu essen?“ — Sie: „Nun, deshab' hältst Du nicht müssen, bis Witternäch spielen, eine Gans hast Du ja zu Hause auch.“

Eine Künstlerfabrik.



Wie der reifemalsterne Maler Erich Leberknüpfl seine nach Amerika verlaufenden Bilder „Spinne am Morgen“ und „Lanzender Schemen im nördlichen Böhmen“ über den Ozean befördert.

Entgegenkommend. Theaterdirektor: „Ihr siebenaktiges Trauerspiel muß ich Ihnen leider zurückgeben!“ — Dichter (bittend): „Ach, führen Sie's doch auf... ich gebe noch einen Akt zu!“ — Selbstberuhigung. A: „Warum lachten Sie denn nicht, Ihre Schwiegermutter, die in's Wasser gefallen, zu retten?“ — „Ach, Du lieber Himmel — der kann ich ja doch nie was recht machen!“

Langweilig.



Frau: „Weißt Du, aus dem literarischen Kränzchen trete ich wieder aus, da sprechen sie ja nichts als über Bücher!“

Sonderbare Auffassung. Der Baron hat ja in seiner Abnegallerie auch einen Affen hängen? — „Ja, der ist nämlich Darwinianer!“ — Durchsicht. Sie (verspätet von einem Ausgang heimkommend): „Entschuldige, ich hatte mich unterwegs etwas aufgehalten.“ — Antwort: „Ueber wen denn?“ — „Erkannt. Nefte (zögernd): „Es hat mich große Ueberwindung gekostet, heute zu Dir zu kommen.“ — „So — und was kostete's dich denn?“ — Räthsel. Frage: Wer hat's besser, der Kaffee oder der Thee? Antwort: Der Kaffee hat es besser, denn der kann sich setzen, während der Thee thätig ziehen muß.

Raffinirt.



Dichterling (zu dessen Premierieren sich immer kein Publikum einfand): „Herr Direktor, setzen Sie nur zur Aufführung! Mal ein recht berühmtes Stück an... und wenn dann das Theater ausverkauft ist... dann führen Sie unter irgend einem Vorwand ein Stück von mir auf!“

Sein Sohn.

Novelle von Max Wallther. „Aber nun zur Boote eine Geschichte! Wer erzählt uns eine Geschichte?“ — „Ja, eine Geschichte, aber eine wahre.“ — „D. Herr Pfarrer, Sie sind unser Mann; wüßten Sie unsern Punsch mit einer Geschichte aus Ihrem thatenreichen Leben!“

„Aller Blide richteten sich auf den Pfarrer, der still lächelnd um sich schaute. „Aus meinem thatenreichen Leben?“ sagte er, mitleidig lächelnd. „Wahrhaftig — wenn alle Menschen so thatenreich gelebt hätten wie ich, es wäre recht still und friedlich auf der Welt aus. Nein, meine verehrten Herren und Gölle, ich bin ein ruhender Diener des Herrn, der seit vielen Jahren nicht über die Grenzen seiner stillen Pfarre hinausgetreten ist. Wenden Sie sich doch lieber an den Herrn Major!“

„Beleibe nicht!“ rief dieser, „ich will mich hängen lassen, wenn mein Kriegerleben in dieser friedlichen Zeit nicht eben so unblutig als das Seiner Hohehrwürden gewesen ist!“ Bei den letzten Worten des Majors war der Pfarrer aufgefunden und hatte ein Bild von der Wand genommen, das die Unterthür „Sein Sohn“ trug, und das in druckreicher und ergreifender Weise eine Scene darstellte, wo ein General an dem Lobensbette seines gefallenen Sohnes, eines jungen Offiziers, sitzt und, über einen Briefbogen gebeugt, die traurige Pflicht der Benachrichtigung an seine Frau erfüllt, daß ihr einziges Kind den Helmbold verloren hat. In einer feinsten Weise, zeigte dieses Bild noch einen jungen Adjutanten des Generals, auf den der Pfarrer besonders hinwies und in dem man bald die große, breitschultrige Gestalt des Majors erkannte.

Nun gab es für den Major kein Ausweichen mehr, und gleichsam als habe der Anblick dieses Bildes alle trüben Stunden in ihm wachgerufen, begann er mit schlichten Worten zu erzählen.

„Der schwere Tag von Königgrätz war vorüber, als ich an der Seite des Generals d. S., dessen Adjutant ich im Jahre 1866 war, beauftragt einer Retrospektive über das blutige Schlachtfeld ritt. Der schaurige Anblick dieser schrecklichen Verwüstung, wo Mensch und Thier im blutigen Durcheinander, zum größten Theil gräßlich verformt, lagen, rief ein wehmüthiges Erinnern an die Abgewalt des Todes nach, und langsam ließen wir die Pferde über das traurige Gefilde gehen. Plötzlich hielt Herr d. S. sein Pferd an und wies auf einen Gefallenen, dessen reiches, hellblondes Haar ihm bellant erschien. Von einer immer trauriger getrieben, stieg er vom Pferde und fand in ihm seinen Sohn, der, von einem wüthigen Säbelhieb getroffen, ohnmächtig auf dem Boden lag. Da er nur einen kleinen Schritt von einem seichten Bach lag, wußten wir ihm seine Wunde, und da nach einem notdürftigen Verband mittels unserer Taschenmesser der Blutverlust nachließ, kam er auf einige Minuten zur Besinnung.“

Nach heute lebt dieses schmerzliche Bild klar vor meiner Seele, wie bald darauf Vater und Sohn gleichsam um Abschied sich noch einmal in den Armen lagen; doch ehe letzteren wieder die Besinnung verließ, zeigte er auf einen beinahe bis zur Brust in dem seichten Bache liegenden Vortrefflichen, auch und hat mit schwacher Stimme, auch diesen zu retten. Während nun der Vater den schwer ver wundenen Sohn mit sich auf sein Pferd genommen und mit der ihm eigenen Kraft bis zum nächsten Bauernhütten durcharbeitete, erhielt ich den Befehl, den österreichischen Jäger auszusuchen und gleichfalls mit ihm nachzukommen. Trotz aller Vorstellungen und Bitten, daß vielleicht doch noch eine Rettung für ihn möglich sei, schüttelte dieser nur traurig den Kopf und zeigte mit der verblümmelten rechten Hand auf seine linke Hüfte, in der ein Offiziersgehörte beinahe bis zum Griff eingeklemmt war. Er bat mich, ich möchte ihn so liegen lassen, da das Wasser seine Wunden kühle. Ich that, was ich nach zur Erleichterung der Todesstunde thun konnte, reichte ihm noch einen kräftigen Schluck Wein aus meiner Feldtasche und versuchte, so rasch wie möglich dem General nachzueilen.

Wollte ich Ihnen, meine lieben Freunde, den schmerzvollen Anblick schildern, der sich mir bei meinem Eintritt in die armenige Bauernhütte darbot, wahrlich, die deutsche Sprache mühte neure, drastischere Worte gebären, und mir will es scheinen, als ob ein bedrückendes Glück oder Unglück, Freud oder Leid einem ausbrannten Auser gleicht. — Die Wärme liebt, aber das Feuer ist verloschen. Auf ein eisernen Bettfelle mit den notdürftigsten verfertigten Unterlagen lag die Leiche des Sohnes und daneben auf einem dreibeinigen Hühnerstuhl die zusammengekauerte Gestalt des Generals, die kalte Rechte seines Sohnes noch trampfhaft umschlingend, während die hellen Jäger aufwärts aus dem grauen Walden darauf herab saßen. Bald erhob ich, daß sein Sohn bei der Flucht der Deserteure noch einen erlöbteren Dönerkamp

mit dem österreichischen Jäger hatte und dessen Opfer gemorden sei, und daß seine letzten Worte gewesen seien, man möge ja den tapfern Deserteure zu retten suchen. Einestheils, um die tiefe Trauer des armen Vaters nicht zu fördern, andererseits, um die letzte Bitte eines Todten zu erfüllen, ritt ich nochmals zur Kampfplätte. Ich zog den Gefallenen aus dem seichten Gewässer, aber die kalte Hand des Todes hatte bereits auch von ihm Besitz genommen. Unter ihm aber lag die Leiche seines Regiments, die er mit seiner Reiche schütten wollte.

Blondinen und Brünetten.

Der Pariser Schriftsteller Paul Difflothe verfuhr in einem „Der Hingang der Schönheit“ betitelten Buche den Nachweis zu erbringen, daß die Rasse der Blondinen und Brünetten immer weniger, dagegen jener der Brünetten in entsprechendem Maße immer zahlreicher wird. Selbst in Deutschland, der Heimat der blondköpfigen Götter, ebenso in Schottland, ist eine bedeutende Abnahme der Blondinen zu verzeichnen. So zählt man im heutigen Deutschen Reich nur noch 18 Prozent, in Schottland gar nur 16 Prozent Blonde. Italien begünstigt sich mit 2 Prozent. Soll man dem Verfasser glauben, dann führt in Mittel- und Westeuropa Frankreich den Record der Blondinen. Unter hundert Franzosen und Französinen zählt man zusammen 61 Blonde! Die Ziffer klingt überaus schön, und es steht sehr zu befürchten, daß Herr Difflothe auch die Blondgefärbten in diesen Prozentsatz aufgenommen hat.

Wie dem auch sei, der Rückgang der blondköpfigen Menschheit wird von der Wissenschaft — so versichert der Verfasser — auf zweierlei Art erklärt. Nach der einen ergibt es die blonden Rasse wie den blondgeborenen Kindern. Wie das blonde Haar der Kinder sich in der Mehrzahl der Fälle mit den Jahren verunkelt, so hat auch die blonde Rasse mit dem Alter ihre Vorberührung eingebüßt und ist in die Winderzahl eingedrückt. Die andere Theorie stellt sich auf eine Art Darwin'schen Standpunkt vom Kampf zwischen Blond und Brünet, bei dem die erste Farbe unterliegt. Die Theorie meint nämlich, der brünette Typus, der mehr nomadenhaft, mehr kampft und abenteuerlustig sei, habe den blonden Typus besiegt, abforbirt, in die Minorität herabgedrückt. So hat auch die Haarfarbe der Rassen ihren Kampf um's Dasein zu führen gehabt, einen Kampf, bei dem sie unterlegen ist. Die dritte Theorie, jene, die sich auf die physiologischen, hygienischen und sozialen Lebensbedingungen der weißen Rasse bündelt, könnte, hat der Verfasser übersehen. Und doch liege sich die Abnahme der Blondköpfigen zum Theil wenigstens aus den Lebensverhältnissen der Menschen in den Kulturstaaten erklären.

Die Zahl der Erdbevölkerung hat sich seit einem Säkulum fast um ein Drittel vermehrt, und fast in gleichem Schritt hat die Zahl der Blondinen abgenommen. Sollten für die letztere Thatfache die tief veränderten Lebensbedingungen der Menschen nicht ihr Theil beigetragen haben? Vielleicht giebt gelegentlich einmal ein Gelehrter auf die Frage die Antwort. Wie dem auch sei, Herr Difflothe erinnert, daß die berühmtesten Frauen in Poesie und Geschichte Blondinen waren. Ihre große Ahnin in der Mythologie war — Aphrodite, der Paris wegen ihrer goldblonden Schönheit den Apfel reichte. War Kleopatra brünett, so war ihre schöne Nervenmännin Thais aus der Zeit der Ptolemäer hellblond. Die berühmtesten Künstlerinnen in der französischen Geschichte: Agnes Sorel, die schöne Gabrielle Heintich's IV., die Montespan und die Cavaliere Ludwigs XIV. trugten alle goldblonde Beautés. Auch die berühmte Frau von Sevigne, der erste „Blaustrumpf“ — und wohl herrlicher Blaustrumpf! — der ihre bretonischen Randsleute eben ein Denkmal errichten, ist eine Blondine gewesen.

Die Falten der Hand.

Die Falten der Handfläche haben nicht nur die Wahrsager und Wahrsagerinnen, sondern auch die Physiologen vielfach beschäftigt und hinsichtlich ihres Nutzens zu verschiedenen Erklärungen veranlaßt. Dr. Louis Robinsohn stellt die Vermuthung auf, daß ihr Werth für den Menschen darin besteht, der Hand ein besseres Greifvermögen mitzutheilen. Das System der zusammengepreßten Falten auf der Hand giebt eine größere Sicherheit beim Halten von Gegenständen, gerade wie es die künstlich hergestellten Ungehörten im Geft eines Messers thun. Die Lage der Sehnenstränge auf den Hautfalten der Hand wird in ähnlicher Weise erklärt. Sie geben durch Bedeckung der Hand einen ähnlichen Vortheil, wie ihn der Arbeiter darin sucht, daß er in die Hand spuckt, um ein Handwerkzeug fest greifen zu können. Dr. Robinsohn betrachtet die letztere Gewohnheit merkwürdigerweise als eine Erbschaft aus der Zeit, als der Urnenfisch noch auf Bäumen lebte, und zum Klettern die Festigkeit des Greiffes auszunutzen mußte. Auf den nämlichen Ursprung führt dieser Forscher die Festigkeit der Hand jurüst, die in Augenblicken von Angst eintritt.